

beziehungsweise

MÄRZ 2020

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|---|--|
| <p>1 STUDIE Integrationsfaktor Familie?
Wie Flucht, Familie und Integration zusammenwirken</p> | <p>6 THEMA Familien in Deutschland im 20. Jahrhundert
Konflikte um alternative Lebensformen</p> |
| <p>5 SERIE EinBlick in die Forschung
Die Bevölkerungsprognosen</p> | <p>8 SERVICE tipp: Journal of Family Research
termin: „Ist mein Kind onlinesüchtig?“
publikation: Handbuch Frühe Kindheit</p> |

STUDIE

Integrationsfaktor Familie?

Wie Flucht, Familie und Integration zusammenwirken

VON CHRISTINE GESERICK

Als im Jahr 2015 viele Menschen aus Syrien und Afghanistan nach Europa flüchteten, stellte sich irgendwann auch die Frage, wie diese Menschen ihren Platz in der österreichischen Mehrheitsgesellschaft finden können, so lange sie nicht in ihre Heimatländer zurückkehren können. So erhob das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) für den Österreichischen Integrationsfonds (ebenfalls ÖIF) die Situation der Flüchtlinge, und zwar mit besonderem Blick auf ihre familiäre Situation und deren Bedeutung im Zusammenhang mit Integration. Im Mittelpunkt stand die Frage, inwieweit biografische Erfahrungen, gelebte Familienbeziehungen und familienrelevante Werthaltungen die Teilhabe an gesellschaftlichen Systemen fördern beziehungsweise hemmen können, kurz: inwieweit Familie ein Integrationsfaktor sein kann – oder das Gegenteil. Die Ergebnisse der qualitativen Studie (Geserick u. a. 2019) werden im folgenden Beitrag vorgestellt.

Die Studie

Die Daten wurden 2017 in biografisch ausgerichteten Fokusgruppen und Einzelinterviews in

Wien erhoben. Insgesamt wurden 31 Personen aus Afghanistan und Syrien interviewt, davon 19 Männer und zwölf Frauen. Die Fokusgruppen wurden getrennt nach Geschlecht und Herkunftsland sowie in zwei Altersgruppen (bis/älter als 20 Jahre) angelegt. Da die Erzählpersonen in den meisten Fällen erst seit Kurzem in Österreich lebten, wurden sie mit Hilfe von Dolmetscher/innen in ihrer Muttersprache interviewt. Es haben sowohl Asylberechtigte (anerkannte Flüchtlinge im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention) als auch subsidiär Schutzberechtigte sowie Asylwerber/innen, deren Status noch ungeklärt ist, an der Studie teilgenommen. Themenbereiche der Interviews waren zum Beispiel: aktuelle Lebens- und Familiensituationen, Geschlechterrollen, Partnerwahl, Bedeutung von Familie, Bedeutung von Religion.

Familienbeziehungen im Fluchtkontext

Wenn man Menschen, die aus einem Kriegsgebiet geflüchtet, sind zu ihren Familienbeziehungen befragt, ist immer auch die Fluchtgeschichte Thema. Denn diese Fluchterlebnisse strukturieren die jüngste Familienbiografie, wie etwa das Zurücklassen



Geserick, Christine; Buchebner-Ferstl, Sabine; Dörfler, Sonja; Kapella, Olaf (2019). Integrationsfaktor Familie. Das Familienleben von Flüchtlingen aus Syrien und Afghanistan. Herausgegeben vom Österreichischen Integrationsfonds. Wien.

der alten Eltern im Heimatland oder auch der Tod eines Familienangehörigen auf der Flucht. Auch lassen sich hier bereits familienbezogene kulturelle Werte erkennen, wie etwa die Bedeutsamkeit des männlichen Familienoberhaupts als Anführer der Flucht. Meist ist es so, dass seiner strapaziösen Flucht über Land- und Seeweg erst später die Frau und Kinder auf dem normalen Reiseweg folgen – falls eine Familienzusammenführung rechtlich möglich ist. Dort, wo der Familienvater fehlt oder körperlich beeinträchtigt ist, werden andere Konstellationen gewählt, zum Beispiel indem ein minderjähriger Sohn die Flucht zuerst antritt und seine Eltern nachholt. Frauen flüchten nur selten allein.

Interessant ist die Formulierung einiger Interviewpartner/innen, die sagten, sie seien „allein“ nach Österreich geflohen, obwohl andere Verwandte dabei waren, wie zum Beispiel Cousins. Diese Formulierung des „Ich-bin-allein“ lässt Rückschlüsse auf die Definition und Bedeutung der Familie zu. Es heißt nämlich: Wer ohne Kernfamilie hergekommen ist, je nach Lebensphase als minderjähriges Kind ohne Eltern, als Mutter/Vater ohne minderjährige Kinder oder ohne den/die (Ehe-)Partner/in, der definiert sich als „allein“ – selbst wenn andere Familienmitglieder dabei waren. Der Begriff des „Allein-Seins“ wird auch von jenen verwendet, deren unmittelbare Kernfamilie (Eltern, Kinder, Partner) sich weiterhin im Heimatland befindet. Selbst wenn sie davon erzählen, dass sie einen Freundeskreis aufbauen konnten, Unterstützung erfahren, fühlen sie sich doch „allein“ – die Familie fehlt. Die Präsenz der Familie für die Beurteilung der eigenen Situation zeigt sich zum Beispiel im Zitat des 22-jährigen Raz¹. Er stellt sich mit den Worten vor: „Ich bin Raz. Ich bin aus Afghanistan, die ganze Familie ist in Afghanistan. Ich bin alleine seit vier Jahren. Seit neun Monaten bin ich in Wien. Ich arbeite bei (Name einer Fabrik). Ich bin hier alleine in Österreich. Und habe eine Freundin. Was noch? Ich bin 22 Jahre alt.“ Obwohl er eine Freundin und auch eine Arbeit in Österreich gefunden hat, stellt er die Abwesenheit seiner Eltern in den Vordergrund der Narration und verdeutlicht damit deren große Bedeutung.

Ankommen in Österreich

Inwieweit Familie eine Rolle dabei spielt, wie die allerersten Schritte in Richtung Integration gelingen können, wurde nicht nur nach der Datenerhebung analysiert, sondern bereits als Frage an die Interviewpartner/innen weitergegeben. Sie wurden gebeten einzuschätzen, ob das erste Ankommen und sich Zurechtfinden in Österreich leichter als

Einzelperson oder als Familie gelinge. Hierzu gab es unterschiedliche Erfahrungen und Einschätzungen, jedoch dominierte die Überzeugung, dass ein Kontakteknüpfen als Familie aussichtsreicher sei. Die 20-jährige Fatima zum Beispiel sagt, es sei „selbstverständlich mit der Familie leichter“ und erklärt auf Nachfrage: „Ich hab’ gemerkt, als mein Mann alleine da war, hat er keine Freunde gefunden. [...] Aber die Familie findet leichter Kontakt, weil man der Familie leichter trauen kann als einer Person, und deshalb kann man leichter Kontakte knüpfen“. Eine andere junge Afghanin widerspricht ihr und meint, dass mehr Hilfe zu erwarten wäre, „wenn man alleine kommt“. Allerdings relativiert sie ihre Aussage im Geschlechterkontext und vermutet, dass alleinstehende junge Männer seltener angesprochen oder Unterstützungsangebote erhalten würden als junge Frauen.

Ein weiteres Thema zur integrationsfördernden oder -hemmenden Wirkung von „Familie“ betrifft das psychische Wohlbefinden derjenigen Familienmitglieder, meist Männer, die ihre Angehörigen zunächst im Herkunftsland, und damit in einem Kriegsgebiet, zurückgelassen haben. Die interviewten Männer äußerten ihre großen Sorgen und betonten, dass ständige Gedanken an ihre Angehörigen alle anderen (auch integrationsfördernden) Aktivitäten in den Hintergrund drängen. Mit den Worten „Ich habe überhaupt nicht richtig denken können“ erklärt ein 51-jähriger syrischer Familienvater, dass er sich auf den Deutschkurs gar nicht richtig konzentrieren konnte, bis seine Frau mit den acht Kindern schließlich nach einem Jahr in Österreich eintraf.

„Etwas zurückgeben“

Die Interviews zeigen außerdem, wie wichtig der positive, wohlwollende und unterstützende soziale Austausch der Aufnahmegesellschaft mit den Geflüchteten für deren Integrationswillen ist. Die erfahrene Hilfe in institutionalisierten wie in privaten Kontakten (zum Beispiel mit ehrenamtlichen Deutschlehrer/innen, Arbeitskolleg/innen, Nachbarschaft), bringt den Wunsch hervor, dass man etwas „zurückgeben“ möchte. Genau diese Formulierung des Zurückgebens wählen einige Interviewpartner/innen und betonen damit die Bedeutung des sozialen Austausches. Dass dieses Zurückgeben überhaupt möglich ist, setzt wiederum voraus, dass die Geflüchteten Zugang zu gesellschaftlichen Kontexten erhalten, welche Integration fördern. Die Teilnahme an Sprachkursen ist dabei ein wichtiger Wegbereiter, außerdem die Möglichkeit,

¹Alle Namen sind von den Interviewpartner/innen selbst gewählte Pseudonyme.

erwerbstätig zu sein. So sagt etwa ein 32-jähriger Syrer zum Abschluss des Interviews: „Also ich wünsche mir, dass bald mehr Türen geöffnet werden, so dass wir all das wieder zurückgeben können, auch dem Land dienen können, für das, was Österreich uns gegeben hat.“

Familienrelevante Werte: Partnerschaft

Die interviewten Frauen und Männer kommen aus Ländern mit einem muslimisch geprägten Normen- und Wertesystem. Obwohl zu berücksichtigen ist, dass sich Syrien und Afghanistan kulturgeschichtlich voneinander unterscheiden (und in Syrien zum Beispiel auch Christen leben), und trotz aller Gegensätze innerhalb der interviewten Gruppe, kann doch festgehalten werden, dass die in den Interviews dargestellten Wertvorstellungen in familienrelevanten Kontexten (zum Beispiel Liebe und Partnerschaft, Geschlechterrollen, Eltern-Kind-Beziehung, sexuelle Freizügigkeit) von jener der österreichischen Mehrheitsgesellschaft differieren – mal mehr, mal weniger. Welche Unterschiede also wurden in den Interviews sichtbar? Und welche Rolle spielen sie in Hinblick auf Integration?

Im Themenkreis Liebe und Partnerschaft wurden Einstellungen und Handlungen sichtbar, die aus der Perspektive postmoderner Gesellschaften recht traditionell erscheinen. Dies zeigt sich etwa darin, dass junge, unverheiratete Interviewpartner/innen davon berichten, dass sie auf sexuelle Aktivitäten vor der Heirat verzichten oder überhaupt eine nichteheliche Liebesbeziehung vor ihren Eltern verheimlichen. Die Eheschließung wiederum wurde von fast allen als fixer Bestandteil der Lebensplanung genannt, wobei arrangierte Ehen nicht selten sind, vor allem in der afghanischen Kultur. In unserer Stichprobe gibt es jedoch einige junge afghanische Männer, die ganz bewusst mit der Norm der von den Eltern arrangierten Ehe brechen. Sie leben in einer neuen, nichtehelichen Partnerschaft beziehungsweise streben diese an. Die eigenständige Partnersuche wird dadurch erleichtert beziehungsweise forciert, dass die Herkunftsfamilie häufig in der alten Heimat zurückgeblieben ist. Manche der jungen afghanischen Männer erleben diese neu gewonnene Freiheit jedoch als Bürde und sind überfordert, selbst eine Partnerin zu finden. Verschärft wird die Situation dadurch, dass die meisten eine Partnerin aus dem eigenen Kulturkreis suchen, jedoch der Heiratsmarkt sehr beschränkt ist. Beispielsweise kamen im Jahr 2016 aus Afghanistan 5.320 Männer im Alter zwischen 15 und 29 Jahren nach Österreich, aber nur 1.414 Frauen dieser Altersgruppe. Zum Vergleich: Aus Syrien kamen etwa gleich viele, nämlich 1.201

Männer und 1.466 Frauen (STATcube, vgl. Geserick u. a. 2019: 13).

Partnerwahl

Wer als Partner/in gewählt wird, gilt aus sozialwissenschaftlicher Sicht als wichtiger Indikator in Hinblick auf das Ausmaß der Integration. Nauck (2004: 103) bezeichnet dies als wichtige „strategische Entscheidung“ von Angehörigen von migrantischen Minoritäten beim Eingliederungsverhalten im Generationenzusammenhang. Somit erschien die Frage interessant, ob sich die Interviewpartner/innen prinzipiell vorstellen könnten, einen Österreicher oder eine Österreicherin zu heiraten – auch wenn freilich zu berücksichtigen ist, dass die Frauen und Männer erst kurz hier leben und eigentlich nicht mit dem Ziel der dauerhaften Niederlassung eingereist sind. Dazu sagten die meisten Männer und Frauen, dass sie als Partner/in jemanden mit einem ähnlichen kulturell-religiösen Hintergrund bevorzugen. Welche Ähnlichkeit gewünscht ist, variiert: Manche achten auf die gleiche Nationalität, andere auf die gleiche Religionszugehörigkeit. Eine junge Muslimin aus Syrien wiederum definiert für sich als Kriterium den Gottesglauben, wobei die Religion nicht entscheidend sei: „Also für mich ist es ganz egal, Hauptsache, die Person glaubt an Gott, das ist viel wichtiger! Also er muss gläubig sein, muss aber nicht unbedingt Moslem sein.“ Eine andere junge Syrerin, die der höheren Bildungsschicht angehört, schon seit zwei Jahren in Österreich lebt und studiert, war die einzige, die explizit keinen Mann aus ihrem eigenen Kulturkreis als Partner haben möchte: „Ich habe kein Problem damit, ob er Österreicher ist oder nicht. Aber ich habe ein Problem mit arabischen Leuten“, sagt sie, denn sie „haben keinen Respekt vor einer Frau“. Außerdem seien sie weniger karriereorientiert: „Es ist sehr schwierig, einen erfolgreichen arabischen Mann zu finden. Sie sind alle ohne Arbeit. Und sie haben nichts zu tun.“ Hier klingt an, dass nicht nur der kulturelle Hintergrund, sondern auch Bildung einen Einfluss auf die Partnerwahl hat, besonders für Frauen, die im Aufnahmeland neue Chancen sehen.

Inwieweit die Familie in puncto Partnerwahl integrationsfördernd oder -hemmend wirken kann, liegt auf der Hand: Es geht um den Einfluss der Eltern und deren Einstellung zu interethnischen Liebesbeziehungen. Dabei wurde in den Interviews gut erkennbar, dass dieser Einfluss groß ist und Heiratsnormen mit Ähnlichkeitsprinzip dominieren. Sichtbar wird aber auch, dass die Eltern bereit sind, ihre strengen Vorstellungen zu lockern beziehungsweise sie nicht durchzusetzen. Danach gefragt, ob sie sich vorstellen

könne, dass ihr Sohn eine Österreicherin heiratet, sagt eine syrische Mutter: „Also natürlich würde ich etwas Anderes bevorzugen, aber ich kann ihn davon nicht abhalten.“

„Küssen in der U-Bahn“

Neben der eigenständigen Partnersuche wurden noch weitere Themen im Kontext von Liebe und Partnerschaft als Beispiele einer neu erfahrenen „Freiheit“ genannt. Dieses Wort gebrauchten viele Interviewpartner/innen, als sie gebeten wurden, das „Neue“ an ihrer Situation in Österreich zu beschreiben. Dabei ist die neue Freiheit nicht nur positiv konnotiert, vor allem, wenn sie als ungewohnt weitreichende Freizügigkeit erlebt wird. Einige Interviewpartner/innen zeigten sich überrascht darüber, dass in Österreich unverheiratete Paare zusammenleben und dass der Austausch von Zärtlichkeiten nicht auf das Zuhause beschränkt ist. Interessant ist, dass gleich mehrmals das Bild vom „Küssen in der U-Bahn“ genannt wurde, das manche überrascht, einige sogar ärgert und peinlich berührt („dann schäme ich mich dafür“), wohingegen andere sich mittlerweile daran gewöhnt haben („jetzt ist es auch ganz normal“). Dass diese für westlich geprägte Gesellschaften alltägliche Szene so oft thematisiert wurde und bei manchen eine deutliche Ablehnung hervorrief, unterstreicht die tiefe Verwurzelung jener sozialer Normen, die mit Intimität und Scham zu tun haben. Yassir, ein 44-jähriger Familienvater äußert ganz deutlich, dass er nicht möchte, dass seine Kinder so freizügig Zärtlichkeiten austauschen. Er sagt: „Also was ich nicht akzeptieren würde, ist, – man sieht ja oft Pärchen auf der Straße, wie sie miteinander umgehen, umarmen und küssen und so Sachen, also egal wo, in der U-Bahn (...). Ich möchte nicht, dass meine Kinder das sehen, und ich möchte auch nicht, dass meine Kinder sich so verhalten.“

Geschlechterrollen

Der Gender Inequality Index (GII) der Vereinten Nationen verortet sowohl Afghanistan als auch Syrien weit hinter Österreich, was die Gleichstellung der Geschlechter angeht. Österreich rangierte im Jahr 2018 auf Platz 14, Syrien auf Platz 136, Afghanistan auf Platz 143 (UNDP 2019). Bewertet wird in diesem Index unter anderem die prozentuale Erwerbsbeteiligung von Frauen. Auch in den Interviews der Studie wurde sichtbar, dass die innerfamiliäre Rollenaufteilung meist traditionell organisiert und Erwerbstätigkeit Männersache ist. Umgekehrt wird die Fürsorge- und Haushaltsarbeit fast ausschließlich von Müttern und Töchtern übernommen. Im Kontext von Integration kann sich der Verbleib der Frauen im häuslichen Bereich negativ auf Teilhabemöglichkeiten in anderen gesellschaftlichen Bereichen

auswirken, wenn nämlich dadurch zum Beispiel eine Teilnahme am Deutsch- oder Integrationskurs nicht möglich ist. Einige Fallbeispiele zeigen diesen Zusammenhang, so wie das der 20-jährigen Afghanin Fatima. Sie möchte gern einen Deutschkurs besuchen, schafft das aber terminlich nicht, weil niemand zur Verfügung steht, der auf ihre kleine Tochter aufpasst. Zwar ist ihr Mann ohne Arbeit, doch dass er die Kinderbetreuung übernimmt, ist keine Option: „Er wird nicht so zu Hause sitzen und auf das Kind aufpassen“, antwortet Fatima auf eine Nachfrage der Interviewerin, ob die Kinderbetreuung nicht auch der Vater übernehmen könnte.

Unabhängig von der eigenen Einstellung und familialen Praxis ist den Erzählpersonen jedoch bewusst, dass in Österreich die Gleichstellung der Geschlechter sozial und rechtlich angestrebt wird. Frauen wie Männer haben auf dieses Thema Bezug genommen, als sie nach Unterschieden zwischen ihrem Herkunfts- und dem Aufnahmeland gefragt wurden. Eine 18-Jährige sagte dazu im Interview: „In Afghanistan gibt es keine Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen, Männer stehen immer an erster Stelle und Frauen an zweiter Stelle. Entweder der Mann oder der Vater, einer steht immer über dir. Aber in Österreich ist es nicht so, da gibt es wirklich Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen.“ Zwar ahnen manche, dass die Gleichstellung auch hier noch nicht vollständig vollzogen ist („ich habe gehört, dass die Frau weniger verdient als der Mann“), doch bietet der neue Lebenskontext besonders für Frauen neue Möglichkeiten und Rechte, auch in der Partnerschaft. Gleich ein paar Frauen, die Gewalt in ihrer Partnerschaft erlebt hatten, erwähnten im Interview, dass sie sich durch die in Österreich geltende Rechtslage gestärkt fühlen und auch tatsächlich weniger Gewalt vom Partner erfahren („hier sieht man, dass so etwas nicht üblich ist, man hält sich daran“). Und so kann festgehalten werden, dass nicht nur familiäre Zusammenhänge den Weg der Integration beeinflussen, sondern umgekehrt das im Aufnahmeland geltende Wertesystem das Familienleben neu strukturieren kann. ■

Kontakt

christine.geserick@oif.ac.at

Zur Autorin

Dr. Christine Geserick ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien. Sie leitete das Projekt und ist eine der Autorinnen der vorgestellten Studie, die von Dr. Sabine Buchebner-Ferstl und Dr. Sonja Dörfler vom ÖIF mitverfasst wurde.

Literatur

- Geserick, Christine; Buchebner-Ferstl, Sabine; Dörfler, Sonja; Kapella, Olaf (2019). Integrationsfaktor Familie. Das Familienleben von Flüchtlingen aus Syrien und Afghanistan. Herausgegeben vom Österreichischen Integrationsfonds. Wien.
- Nauck, Bernhard (2004): Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. In: Klaus J. Bade und Michael Bommes (Hg.): Migration – Integration – Bildung. Grundlagen und Problembereiche. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück (IMIS-Beiträge, 23), S. 83–104.
- UNDP (United Nations Development Programme) (2019): Human Development Report 2019. Beyond income, beyond averages, beyond today: Inequalities in human development in the 21st century. UN: New York.

Bevölkerungsprognosen: Der Blick in die Zukunft

VON RUDOLF KARL SCHIPFER

Wie viele Menschen werden 2050 in Österreich leben? Wie wird sich das Verhältnis Erwerbstätige zu Pensionist/innen entwickeln? Wie viele Kinder wird es in 20 Jahren geben? Bei vielen Entscheidungen im öffentlichen Interesse müssen diese Fragen mitbedacht werden, beispielweise wenn es um Investitionen ins Schulwesen und die Kinderbetreuung geht, um Wohnbau und Verkehrsplanung oder auch um das Gesundheits- und Pflegesystem. Die Entscheidungsgrundlagen für Österreich liefert die von der Statistik Austria jährlich erstellte Bevölkerungsprognose bis ins Jahr 2100.

In den 1960er Jahren wurden die ersten methodisch einfachen Prognosen für Österreich erstellt. Das Verfahren wurde über die Jahre verfeinert, zum Beispiel indem zukünftige Veränderungen bei Fertilität, Mortalität und Wanderungsbewegungen abgeschätzt und einbezogen werden. Ursprünglich wurde zuerst eine Berechnung für ganz Österreich erstellt, aus der dann die Bundesländer- und Regionalprognosen abgeleitet wurden. Mit dem Prognosekonzept 2012 wurde das umgestellt: Regionale Prognosedaten werden zu einem Österreicherergebnis summiert. Damit können gebietsweise unterschiedliche Entwicklungen, besonders bei der Fertilität, besser berücksichtigt werden.

Ausgangspunkt für Prognoserechnungen ist der nach Alter, Geschlecht und Bundesländern gegliederte Bevölkerungsstand zum 1. Jänner. Der Bevölkerungsstand für Folgejahre errechnet sich einerseits dadurch, dass das Alter der Bevölkerung im Ausgangsjahr pro Prognosejahr um ein Jahr erhöht wird. Andererseits werden für jedes Prognosejahr die erwarteten Geburten, Sterbefälle und Wanderungsbewegungen (Zu- und Abwanderung international und zwischen den Bundesländern) berücksichtigt. Die Inputparameter für die Fertilität sind die altersspezifischen Fertilitätsraten von Frauen im gebärfähigen Alter und für die Mortalität die alters- und geschlechtsspezifischen Sterbewahrscheinlichkeiten. Bei der Migration werden historische Entwicklungen in Verbindung mit Expert/inneneinschätzungen herangezogen. Diese Annahmen über die künftige Entwicklung der einzelnen Parameter werden zudem nach Regionen differenziert.

Um die Bandbreite künftiger Entwicklungen abschätzen zu können, werden mehrere Prognosevarianten erstellt. Dazu werden für Fertilität, Mortalität und Migration jeweils niedrige, mittlere und hohe Annahmen entwickelt, die dann zu neun unterschiedlichen Varianten zusammengesetzt werden. Die mittlere Variante wird als Hauptszenario bezeichnet, weil sie

nach Expert/innenmeinung den wahrscheinlichsten Entwicklungspfad zeigt.

Abbildung: Bevölkerungsprognose Österreich 2020 bis 2080 (Hauptvariante)

Jahr	Geburten	Gesamtfertilitätsrate	Durchschnittsalter der Bevölkerung in Jahren	Privathaushalte insgesamt	Durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt
2020	84.505	1,45	43,0	3.972.679	2,21
2030	84.785	1,51	44,5	4.183.402	2,16
2040	84.475	1,55	45,8	4.358.731	2,12
2050	87.161	1,57	46,6	4.479.109	2,09
2060	88.165	1,58	46,9	4.516.400	2,09
2070	88.409	1,59	47,1	4.581.637	2,08
2080	89.573	1,60	47,5	4.660.023	2,07

Quelle: Statistik Austria, Bevölkerungsprognose 2019, Hauptvariante, erstellt am 31.10.2019 und Haushaltsprognose 2019, erstellt am 19.12.2019. www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/demographische_prognosen/index.html (abgefragt am 19.12.2019)
Gesamtfertilitätsrate: Anzahl der Kinder, die eine Frau durchschnittlich bekommen würde, wenn die altersspezifischen Fertilitätsverhältnisse des jeweiligen Kalenderjahres konstant blieben.

Der Familienbezug in der Bevölkerungsprognose ergibt sich einerseits dadurch, dass die Geburtenentwicklung und, damit zusammenhängend, die Gesamtfertilitätsrate, die Nettoerproduktionsrate und das durchschnittliche Fertilitätsalter in die Zukunft extrapoliert werden. Andererseits werden Haushaltsgrößen beziehungsweise die Anzahl der in Haushalten lebenden Personen vorausberechnet – und in einem gemeinsamen Haushalt zusammenlebende Personen bilden im Sinne des Kernfamilienkonzepts als Eltern/-teile mit oder als Paare ohne Kinder eine Familie.

Das Prognosekonzept und die Annahmen zu den einzelnen Parametern werden von der Statistik Austria erarbeitet und mit Fachleuten aus Wissenschaft, Forschung und öffentlicher Verwaltung diskutiert und die Annahmen gegebenenfalls überarbeitet, wobei die Letztentscheidung und Verantwortung bei der Statistik Austria liegt. Die Langfristannahmen werden etwa alle drei Jahre im Rahmen der Erstellung einer neuen Prognosegeneration auf Basis der neuesten Zeitreihen überarbeitet und neu formuliert. In den Jahren dazwischen wird die Bevölkerungsprognose auf Basis des Bevölkerungsstandes zum 1. Jänner und der demografischen Entwicklung des Vorjahres mit den unveränderten Langfristannahmen der jeweils aktuellen Prognosegeneration neu durchgerechnet. ■

Kontakt

rudolf.schipfer@oif.ac.at

Quelle

Statistik Austria, Direktion Bevölkerung, Bereich Analysen & Prognosen: Standard-Dokumentation Metainformationen (Definitionen, Erläuterungen, Methoden, Qualität) zu Bevölkerungsprognosen. Bearbeitungsstand: 25.02.2013. www.statistik.at

Zum Autor

Mag. Rudolf Karl Schipfer ist Ethnologe und Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Familien in Deutschland im 20. Jahrhundert

Konflikte um alternative Lebensformen

VON CHRISTOPHER NEUMAIER

Als in den 1960er und 1970er Jahren in Deutschland die Scheidungszahlen massiv anstiegen und parallel die Geburten- und Heiratsziffern signifikant einbrachen, diagnostizierten zeitgenössische Beobachter den Niedergang der Familie. „Gegenwartssituation und Zukunftschancen der Familie werden heute vielfach in sehr düsteren Farben gezeichnet. Man spricht von der ‚Familie in der Krise‘, man stellt Auflösungserscheinungen fest, man prophezeit den Verfall dieser Sozialform“, fasste der österreichische Sozialhistoriker Michael Mitterauer die Krisendiagnosen der Familie prägnant zusammen (ebd. 1980: 92), distanzierte sich dabei aber von zeitgenössischen kulturpessimistischen Untergangsszenarien.

Doch bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es laut statistischen Erhebungen zu einem Geburtenrückgang wie auch einem Scheidungsanstieg und temporär während des Ersten Weltkriegs zum Rückgang der Eheschließungen gekommen. Diese Trends initiierten um 1920 ebenfalls eine Debatte über eine vermutete „Krise“ der Familie. So mahnte zum Beispiel der nationalkonservative Bevölkerungswissenschaftler Friedrich Zahn vor „Zersetzungerscheinungen [...], die unsere Familien bedrohen“ (ebd. 1918: 8).

Entscheidend ist bei beiden „Krisen“-Debatten, dass die christlich-bürgerliche Kernfamilie – ein verheiratetes Elternpaar und gemeinsam gezeugte Kinder – den normativen Bezugspunkt der Argumentation bildete. Diese Engführung des Familienbegriffs auf die Ehe verschwand in Deutschland ab den späten 1960er Jahren sukzessive. Familie wird seitdem über die Eltern-Kind-Beziehung definiert und umfasste zunächst Alleinerziehende mit Kind(ern), später kamen unverheiratete Paare und mittlerweile auch gleichgeschlechtliche Paare mit Kind(ern) hinzu.

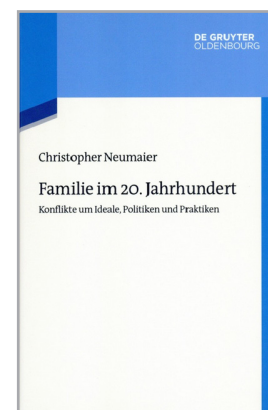
Es änderten sich also im 20. Jahrhundert die Ansichten in Politik, Kirche, Wissenschaft und Medien darüber, was eine Familie sei, aber auch wie die Aufgabenverteilung in der Familie geregelt werden müsse und welche Funktionen eine Familie übernehme. Die hier in Auszügen vorgestellte Studie (Neumaier 2019) argumentiert, dass sich die Sichtweisen nicht radikal und plötzlich veränderten. Vielmehr verlief der Wandel graduell und war eingebettet in langfristige konfliktbehaftete Austauschprozesse, die im Folgenden exemplarisch

anhand von zwei alternativen Lebensformen diskutiert werden – dem Modell der Kameradschaftsehe und den nichtehelichen Lebensgemeinschaften.

Kameradschaftsehe als Phänomen der 1920er Jahre

Während der 1920er Jahre entfaltete das Modell der Kameradschaftsehe von allen verhandelten alternativen Ehekonzepten die größte Reichweite. Vermutlich lag dies daran, dass die Kameradschaftsehe wie ein Sammelbegriff wirkte, unter dem sich jeweils unterschiedliche Ehevorstellungen fassen ließen. Auf der einen Seite bekannten sich Teile des linken sozialdemokratischen und des sozialistischen Milieus zur Kameradschaftsehe und verbanden damit eine „kameradschaftlich“-partnerschaftliche Rollenverteilung im Familienalltag: Beide Ehepartner sollten einer Berufsarbeit nachgehen und sich bei der Kindererziehung und Haushaltsführung ergänzen. Ein anderes Modell von Kameradschaftsehe präsentierte der US-amerikanische Jugendrichter und Sozialreformer Ben B. Lindsey 1927 in einer vielbeachteten Studie, die zwei Jahre später ins Deutsche übersetzt wurde (Lindsey und Evans 1929). Lindsey reagierte mit seinem Ehemodell auf die zeitgenössischen Auseinandersetzungen um den Geburtenrückgang, die Urbanisierung und den Anstieg der Ehescheidungen, die das Familienleben geschwächt hätten. Die Kameradschaftsehe sollte die Institutionen Ehe und Familie stärken, indem sie jungen Paaren einen rechtlichen Rahmen gab, das kinderlose Zusammenleben auszuprobieren. Die Kameradschaftsehe war damit eine Art Probeehe, bei der Empfängnisverhütung und Abtreibung möglich waren. Zudem konnte die Ehe – sofern noch keine Kinder geboren worden waren – im gegenseitigen Einverständnis jederzeit und ohne Unterhaltszahlungen geschieden werden.

Unter Kameradschaftsehe firmierten in den 1920er Jahren erstens also unterschiedliche Vorstellungen von Ehe und Familie, eine partnerschaftliche Aufgabenverteilung gehörte aber nicht zwingend dazu. Zweitens wollten die alternativen Ehemodelle zwar die Struktur der Ehe revolutionieren, aber die Institutionen Ehe und Kernfamilie blieben dabei der Bezugspunkt. Sie sollten über die Reformen gestärkt werden. Allerdings blieb die Kameradschaftsehe weitgehend ein diskursives Phänomen, da Familien ihren Alltag nur vereinzelt an diesen Konzepten ausrichteten.



Neumaier, Christopher (2019): Familie im 20. Jahrhundert. Konflikte um Ideale, Politiken und Praktiken. Berlin – Boston: De Gruyter Oldenbourg (Wertewandel im 20. Jahrhundert, 6. Bd.).

Vehementen Protest gegen die Kameradschaftsehe äußerten die Vertreter der katholischen Kirche, da sie im Widerspruch zur katholischen Lehrmeinung stand. Die Kritik richtete sich einerseits gegen Empfängnisverhütung und Abtreibung. Andererseits widersprachen Theologen der Gleichberechtigung, schließlich habe Gott die Frau als „Gehilfin“ und nicht als „Kameradin“ (Meyer 1929: 29) bezeichnet. Um einen weiteren Bedeutungsverlust der christlich-bürgerlichen Kernfamilie abzuwenden, befasste sich der Katholikentag 1929 in Freiburg mit der „Rettung der christlichen Familie“ (Sekretariat des Lokalkomitees 1929).

Die Kontroversen um alternative Lebensformen in den 1920er Jahren legen offen, dass trotz aller reformerischen Tendenzen die Ehe der normative Bezugspunkt für eine Familie blieb. Das änderte sich erst, als in den 1970er Jahren neben Alleinerziehenden die nichteheliche Lebensgemeinschaft als neue Lebensform in Erscheinung trat.

Nichteheliche Lebensgemeinschaft: Praktiken und Debatten

In den 1970er und 1980er Jahren setzte bei den Familienformen eine „Pluralisierung in Grenzen“ (Schneider 2001: 88) ein, da lediglich in der Altersgruppe der 20- bis 35-Jährigen unterschiedliche Lebensformen praktiziert wurden. In den davor und danach gelagerten Lebensabschnitten lebten die Deutschen weiterhin mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer traditionellen Kernfamilie. Ungeachtet dieser Konstanz verzeichneten nichteheliche Lebensgemeinschaften ab den 1970er Jahren massive Zuwachsraten. Nach amtlichen westdeutschen Schätzungen existierten 1972 137.000 dieser alternativen Lebensformen, 1982 bereits 516.000 und 1990 963.000 – meistens aber ohne Kinder. Doch bis ins frühe 21. Jahrhundert blieben nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder eine kleine soziale Gruppe. 1972 lebten 0,6 Prozent der Erwachsenen unverheiratet zusammen; bis 2004 stieg der Anteil auf 6,7 Prozent an.

Vor allem die katholische Kirche und konservative Politiker lehnten die nichtehelichen Lebensgemeinschaften vor allem aus drei Gründen ab. Erstens befürchteten sie aufgrund der hohen Zuwachsraten, dass die von ihnen favorisierten Institutionen Ehe und Kernfamilie an Bedeutung verlieren würden. Diese Entwicklung wollten sie aufhalten. Es entschieden sich meist jüngere berufstätige Frauen mit einem höheren Bildungsabschluss aus einem großstädtischen Umfeld für eine nichteheliche Lebensgemeinschaft. Sie hofften, dass sie in dieser Form des Zusammenlebens ihre individuellen Wünsche eher als in einer ehelichen Gemeinschaft verwirklichen könnten.

Zweitens lehnten Kirchenvertreter und konservative Politiker dieses Verhalten ab, da es ihrer Ansicht nach einen „erschreckenden Wertneutralismus“ symbolisiere. Nichteheliche Lebensgemeinschaften würden für Bindungs- und Verantwortungslosigkeit stehen, lautete der dritte Vorwurf. Allerdings legten bereits zeitgenössische Erhebungen offen, dass sich unverheiratete Paare von ihren Idealen kaum von verheirateten Paaren unterschieden. Beide Gruppen schätzten Verständnis, Zuneigung und gegenseitige Treue. Zudem beabsichtigten auch zahlreiche unverheiratete Paare, sofern sich ihre Beziehung bewährt hatte, später zu heiraten. Nur eine kleine Minderheit entschied sich für die nichteheliche Lebensgemeinschaft bewusst als Alternative zur Ehe.

Die öffentlichen Debatten über die Bedeutung und Rolle von nichtehelichen Lebensgemeinschaften trugen dazu bei, dass sich das Verständnis von Familie und das Zusammenleben in den Familien ab den 1970er Jahren allmählich veränderten. Zu einem Bruch kam es dabei aber nicht, da sich die nichtehelichen Lebensgemeinschaften nicht zu einem sozialen Massenphänomen entwickelten und sich über sie auch keine neuen Ideale für das menschliche Zusammenleben verbreiteten.

Relativierung der Zäsur in den 1970er Jahren

Dieser Befund relativiert den von zahlreichen historischen Forschungen angenommenen Epochenbruch während der 1970er Jahre. Denn es hat sich die Sozialstruktur der Familie in den 1970er Jahren weitaus weniger stark gewandelt, als die zeitgenössische Debatte auf den ersten Blick vermuten lässt. Die Veränderung lag vielmehr in einem anderen Bereich: Es kam in den 1970er Jahren zu einer Zäsur, da sich der Diskurs über Familie veränderte und in den Debatten die Ehe im Unterschied zu den 1920er Jahren an Bedeutung verlor. ■

Kontakt

neumaier@zzf-potsdam.de

Zum Autor

Privatdozent Dr. Christopher Neumaier ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam sowie Vertretungsprofessor für Neuere Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg.

Literatur

- Lindsey, Ben B.; Evans, Wainwright (1929): Die Kameradschaftsehe. Stuttgart – Berlin – Leipzig: DVA.
- Meyer, Albert (1929): Kameradschafts-Ehe? Barmen: Eichenkreuz-Verlag.
- Mitterauer, Michael (1980): Funktionsverlust der Familie? In Michael Mitterauer; Reinhard Sieder: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 2., neub. Aufl., München: Beck, S. 92–117.
- Neumaier, Christopher (2019): Familie im 20. Jahrhundert. Konflikte um Ideale, Politiken und Praktiken. Berlin – Boston: De Gruyter Oldenbourg (Wertewandel im 20. Jahrhundert, 6. Bd.).
- Schneider, Norbert F. (2001): Pluralisierung der Lebensformen – Fakt oder Fiktion? In: Zeitschrift für Familienforschung 13 (2) (2001), S. 85–90.
- Sekretariat des Lokalkomitees (Hg.) (1929): Die 68. Generalversammlung der Deutschen Katholiken zu Freiburg im Breisgau, 28. August bis 1. September 1929. Freiburg im Breisgau.
- Zahn, Friedrich (1918): Familie und Familienpolitik. Ein bevölkerungspolitischer Vortrag. Berlin.

service

beziehungsweise März 2020

JFR JOURNAL OF
FAMILY RESEARCH

Journal of Family Research – JFR

Artikel ab 2020 offen zugänglich

Bei der „Zeitschrift für Familienforschung“ hat sich mit Beginn 2020 einiges geändert: Ihr Titel lautet nun „JFR – Journal of Family Research“ und sie erscheint zukünftig in englischer Sprache. Die begutachteten Artikel werden im Open Access veröffentlicht und sind damit frei und kostenlos zugänglich. Unverändert ist die inhaltliche Schwerpunktssetzung, diese liegt weiterhin auf theoretischen, empirischen und methodischen Fragen zu den Themenbereichen Familie, Gesellschaft, Lebensverlauf, Generationenbeziehungen und Haushalt. Die Redaktion ist am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) angesiedelt.

Online: www.journal-of-family-research.eu/



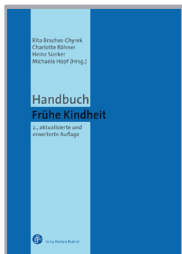
„Ist mein Kind onlinesüchtig?“

Digitaler Elternabend vermittelt Hintergrundwissen

Gibt es Onlinesucht überhaupt und wie gefährlich sind Computerspiele wirklich? Einen Einblick in den aktuellen Stand der Forschung bietet der digitale Elternabend ebenso wie Tipps für den Umgang mit digitalen Medien in der Familie. Die Teilnehmer/innen lernen Gefahren realistisch einzuschätzen und erfahren, wo sie bei Problemen Unterstützung und Hilfe finden. Eltern erhalten Einblick in die oft verborgenen Nutzungswelten und lernen die Faszination von digitalen Spielen, sozialen Medien und Co. kennen.

Termin: 25. März 2020 von 19:00 bis ca. 20:30 Uhr

Information: www.digi4family.at - Teilnahme ist mit oder ohne Anmeldung möglich



Handbuch Frühe Kindheit

Ein interdisziplinärer Blick auf die Kindheitsforschung

Das Aufwachsen unserer Kinder erstreckt sich von der Geburt bis zur Ausformung einer relativ selbständig handelnden Person. Bedingt durch die Erfordernisse in der pädagogischen Ausbildung, rückt besonders die frühe Kindheit immer stärker in den Fokus der interdisziplinären sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung. Die zweite erweiterte Auflage des Handbuchs Frühe Kindheit zeigt in zahlreichen Beiträgen unterschiedlicher Autor/innen den aktuellen Stand der Forschung, stellt theoretische sowie empirische Forschungsfelder vor und fasst die wichtigsten Ergebnisse zusammen.

Publikation: Braches-Chyrek, Rita; Hopf, Michaela; Röhner, Charlotte; Sünker, Heinz (Hrsg.) (2020): Handbuch Frühe Kindheit. Opladen: Barbara Budrich. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, 849 Seiten. ISBN 978-3-8474-0688-4.

impressum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien

1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oifac.at/impressum | **Kontakt:** beziehungsweise@oifac.at

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton

Fotos und Abbildungen: Österreichischer Integrationsfond (S. 1) | Statistik Austria (S. 5) | De Gruyter Oldenbourg (S. 6) | Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg, Digi4family, Budrich (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.

Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MediengG:

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.